

*Sich in der Masse verlieren. Lernen, bei den Verlierern zu stehen. Diversität feiern. Die Möglichkeit der Veränderung erleben, auch wenn sich am Ende nichts verändert. Was **FUSSBALL UND POLITIK** miteinander zu tun haben – und was nicht.*

Sturm im Wasserglas

Von Johan Hartle

1. Energie en masse

Zehntausende versammeln sich periodisch in Arenen, um sich mit einer Sache zu identifizieren, um mit einer lauten und kollektiven Stimme zu sprechen (zu singen, zu brüllen), um mit aller Kraft Stimmung zu erzeugen und letztlich die Siege oder Niederlagen des eigenen Teams zu zelebrieren.

Fußballstadien orchestrieren gewaltige Zuschauermengen im Umfang von Großdemonstrationen. Dort kann man sich treiben lassen und enthemmt in der Masse mitschwimmen. Diese Metaphern des Fließens und Mitschwimmens haben in der Psychoanalyse eine Ausformulierung gefunden: Sigmund Freud betrachtete

das „ozeanische Gefühl“ als eine Form der Selbstpreisgabe, als einen primären Narzissmus, der die Ich-Grenzen schwinden lässt. Für Freud war ein solches Gefühl eine wesentliche Quelle der Religion. Fußball nur als Ersatz*religion* zu bezeichnen, ist aber unvollständig. Die Überidentifikation mit einer Gruppenidentität ist ebenso eine Form der Ersatz*politik*. Die Mobilisierung durch Fußball ist

nie unmittelbar politisch: Stadien schaffen einen symbolischen Raum und trotz sogenannter dritter Halbzeit, in der Hooligans gegeneinander weiterkämpfen, wird am Ende abgepfiffen. Jedes Spiel hat ein Ende. Die rohen Energien von Sportbegeisterten sind immer auch eingehegt – das ist symptomatisch für eine Situation, in der Politik in einer wirksamen Form kaum noch stattfindet. Die Sehnsucht nach Identifikation mit einer „gemeinsamen Sache“ und der Wunsch, als Teil eines lautstarken Kollektivs, an den Geschicken der Welt teilzuhaben, ►



COLLAGE: IRMA TULEK, FOTO: APA/GEORG HOCHMUTH

sind aber nicht verschwunden. Der belgische Historiker und Philosoph Anton Jäger hat unsere Zeit als „hyperpolitisch“ gekennzeichnet, in der umfassende Mobilisierung ohne politische Wirkung bleibt – im Stadion sowieso.

Während die Aktivierung kollektiver Energien im Vereinsfußball vorwiegend im Realraum stattfindet, ist das Spektakel der Nationen (im Rahmen von Europa- oder Weltmeisterschaften) weitgehend über Bildschirme vermittelt. Auch diese Bildschirm-erfahrung ist, als *public viewing*, teilweise kollektiv.

Insbesondere auf der Ebene von internationalen Wettbewerben hat der Stadionbesuch mit immensen logistischen und finanziellen Herausforderungen zu tun. Das macht den Fußball für proletarische (Ersatz-)Vergesellschaftung unzugänglich. So verändert sich die Komposition der Zuschauermassen im

Stadion anhand von geografischer Erreichbarkeit des Austragungsorts und finanzieller Potenz. Schon dadurch ist die Fankultur bei Fußballweltmeisterschaften in ihrer Wucht gezähmt. Finanzstarke Familienväter aus aller Welt ersetzen die lokalen Ultras. Entsprechend feiert das in Nationalfarben dekorierte Publikum das Spektakel mehr als den eigenen Hooliganismus.

2. „Wer wir sind“

Trotz dieses Strukturwandels des Publikums ist die politische Codierung des Fußballs beim Spektakel der Nationen offensichtlicher als anderswo, weil die primäre Identifikation national geprägt ist. Wettbewerbe von Nationalstaaten sind eine unermessliche Ressource politischer PR – insbesondere in Zeiten schwindender politischer Zustimmungswerte. Der sportliche Ersatzenthusiasmus erlaubt es, die realen politischen Unzulänglichkeiten der nationalen (politischen) Situation zu kompensieren. Wer sonst nichts von seinem Land hat, weil soziale Kohäsion im Zerfall begriffen ist, die natürlichen Lebensbedingungen aktiv vernichtet werden und gesellschaftliche Zukunftshoff-

nungen zertrümmert sind, der darf zumindest hoffen, dass die eigene Nationalmannschaft ins Achtelfinale kommt. So ist sportlicher Nationalismus auch eine Form von Trost.

In gewissem Umfang funktionieren die Mechanismen geografischer Identifikation auch im Vereinsfußball („meine Heimat, mein Verein“). Die Kultur der Fußballfans, in der Identität großgeschrieben wird, ist bestimmt von martialischen Männerbünden (Ultras mit nackten Oberkörpern). Dabei sind rassistische und homophobe Fangesänge kein Ausnahmefall. Das suggeriert eine strukturelle Affinität zwischen Fußball und rechten politischen Narrativen.

Insofern ist die Mobilisierung von Massen im Stadion nie nur unpolitisch. Die Dynamik von Zugehörigkeit und Gegnerschaft (in der starken Rhetorik der Fan-Rivalitäten werden sie zu handfesten Feindschaften) erinnert an die Definition des Politischen von Carl Schmitt (selbst ein unerbittlicher Rechtskatholik und Antisemit): die Unterscheidung von Freund und Feind.

Allerdings ist die subjektive Vorliebe für diesen Verein in Abgrenzung zu jenem, wenn sie auch mit viel Leidenschaft gepflegt werden mag, in hohem Maße zufällig. Wer kennt sie nicht, die eingefleischten Fans von Real Madrid aus Feldkirch oder St. Pölten.

Außerdem sind Fankulturen Gegenstand politischer Auseinandersetzung: Das Vorbild antirassistischer



Fankultur ist der Hamburger Kiezklub St. Pauli („St. Pauli-Fans gegen Rechts“). Er hat Schule gemacht, und Antirassismus hat sich in zahlreichen Fankurven etablieren können.

Die Identifikation mit einem städtischen Kontext ist oftmals auch die Identifikation mit dessen Diversität. Deswegen ist Kiezfußball potenziell immer etwas anderes als Provinzfußball. Und insgeheim träumen alle Vereine heimlich davon, metropolitane Kultvereine zu sein. Sonst würde der Schlachtruf der Wiener Ultras bei Bundesliga-Duellen mit RB Salzburg („Wir sind eure Hauptstadt, ihr Bauern!“) ja nicht schmerzen.

3. Kontingenz und Momentum

Für diejenigen, die politisch seit Jahrzehnten nicht mehr gewonnen haben, die der Idee demokratischer Mobilisierung anhängen und von Veränderung träumen, sind Ideen von Kontingenz und Momentum heilig, dass nämlich wie aus dem Nichts eine neue Entwicklung entstehen kann. Auch hier kann das Fußballstadion schnell zu einem Ort des Trostes werden – diesmal von links.

Solcher Trost hat eine klassisch-ästhetische Note. Friedrich Schiller betrachtete das Spiel (wenn auch nicht unbedingt das Fußballspiel) als eine Schule des Politischen, das eine Kultivierung der Affekte ermögliche. Das nannte er ästhetische Erziehung. Sportliche Charakterbildung kann heißen: Lernen, bei den Verlierern zu stehen. Jeder, der aus (lokal)patriotischen Gründen einem mittelmäßigen Heimatverein oder einer fußballerischen Zwergennation beisteht, kennt diese Erfahrung und nimmt an diesem Projekt humanistischer politischer Bildung teil.

Aber vom Fußball kann man politisch mehr lernen, als nur zu verlieren. Denn eher als im politischen Feld können auf dem Fußballfeld auch Verlierer einmal gewinnen. In Ländern wie Österreich gewinnt nicht immer nur Bayern München, und so konnte es nach zehn ununterbrochenen, limonadenfinanzierten Jahren Salzburger Dominanz zu Meisterschaften von Sturm Graz (2025) und dem Linzer

ASK (2026) kommen. Das war, finanziell gesehen, höchst unwahrscheinlich. Dass aber diejenigen, die immer gewinnen (und die ökonomische Macht in ihren Händen konzentrieren), aus irgendwelchen Gründen einmal nicht Meister werden und dass Geld keine Tore schießt, ist ein wunderschönes sportliches Märchen – viel schöner als die Wirklichkeit.

Die grundsätzliche Hoffnung demokratischer Mobilisierung ist, dass es so etwas wie Momentum geben kann, in dem sich eine Stimmung verdichtet und eine ungeahnte Entwicklung anzeigt. So ist „Momentum“ auch, folgerichtig, der Name eines gewerkschaftsnahen Thinktanks. Die Verdichtung von politischen Energien kann plötzlich sogar zu revolutionären Situationen führen. In der politischen Theorie nennt man diese Unterbrechung von Wahrscheinlichkeit Kontingenz.

Im Fußball ist solche Kontingenz eine Grunderfahrung. Prinzipiell kann jedes einzelne Fußballspiel in jedem Augenblick gewendet werden: durch unerwartete Fügungen des Schicksals, durch geniale Eingebungen einzelner Spieler, durch Kollektivwillen. Legendäre Spiele – wie das Champions-League-Finale 2005, in dem der FC Liverpool einen 0:3-Rückstand gegen den AC Mailand zu drehen vermochte, oder die historische Niederlage im Champions-League-Finale 1999, in dem der FC Bayern in der Nachspielzeit gegen Manchester United verlor – sind solche Sternstunden. Meistens lagen die Tore, die ein Spiel drehen konnten, zuvor bereits „in der Luft“, weil die Luft bereits geknistert hat. Daran mitzuwirken, ist die implizite Sehnsucht des sprichwörtlichen „12. Mannes“, der niemals aufgibt, sein Team zu unterstützen, mit Pyrotechnik und mehr.

4. Fußball als Weltmodell

Aber die Beziehung von Fußball und Politik beschränkt sich nicht aufs Publikum. Wie alle Sportarten ist Fußball ein Weltmodell, in dem der Umgang mit Antagonismen erprobt wird und in dem die einen gegen die anderen um Punktgewinne kämpfen. Dieser Umgang mit Interessengegensätzen kann

unterschiedliche sportliche Gestalt gewinnen: offen martialisch, wie im Kampfsport, oder als höchst sublimierte Taktik, wie beim Schach. Der Fußball hat von allem etwas.

Geschicktes antagonistisches Handeln ist, ganz wie in der wirklichen Welt, durch Positionen auf dem Feld definiert. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu beschrieb die Gesellschaft als einen sozialen Raum, in dem die sozialen Akteure mit mehr oder weniger guten Voraussetzungen positionsgemäß agieren. Das Anpassungsvermögen an die Position („Habitus“) beschrieb er als ein quasi-instinktives Schema körperlicher Intelligenz, das Handlungsmöglichkeiten antizipiert und eine spontane situative Intelligenz zum Ausdruck bringt. Man könnte es auch Talent nennen. Es zählt auf dem Platz wie im politischen Feld.

Aber, wie gesagt, Fußball ist nicht die Welt. Er ist ein Weltmodell. Insofern wäre es falsch, vom Sport als der Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln zu sprechen. In einem fundamentalen Sinn ist Fußball keine Politik mehr, so sehr sich auch verschiedene Formen der (nationalistischen) Symbolpolitik, Revierbehauptung, Politikmarketing und Charity in ihn einschreiben.

Der Anlass, sich zu freuen oder zu grämen, den der Fußball Millionen Menschen bietet, ist in gewissem Umfang nur simuliert: Es scheint nur so, als ob es relevant wäre, wer am Ende gewinnt. Die Lebensumstände derer, die mitfiebern, haben sich nach den Augenblicken intensiven Empfindens aber immer noch nicht geändert – es sei denn, sie gehören zu den wenigen, die am Geschäftsmodell Fußball (als Aktienbesitzer oder Prämienempfänger) direkt profitieren. Das ist die fundamentale Differenz, die den Sport letztlich von Politik unterscheidet: Fußball bleibt ein Sturm im Wasserglas. Aber es ist besser, ab und zu im Stadion und vor dem Fernseher zu jubeln, als nirgendwo. ■

Johan Hartle ist seit 2019 Rektor der Akademie der bildenden Künste Wien. Sein Heimatverein („Die Roten“) hat jüngst um ein Tor die Relegation verpasst und verharrt somit zum achten Mal in Folge in der zweiten deutschen Fußball-Bundesliga.